

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1917. * Nr. 39

Kleinstadt-Menschen.

Roman von Robert Misch.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Kommerzienrat ging mit einem merkwürdig verichlossenen Gesicht umher; und seine Stimmung wechselte zwischen gehobener Freude und tiefem, ernstem Sinnen.

Frau Isa, eine kluge und kühle Beobachterin, merkte daß etwas nicht in Ordnung sei. Sie hatte sich in ihrer Ehen, wie die meisten klugen Frauen, eine gewisse Angewohnheit mit der sie wie von einem Barometer Stimmung ablas. Gewöhnlich zog der kleine Herr sie in was nicht das Geschäft betraf, gegen das sie eine ange-

seine Abwesenheit zu einem kurzen Aufenthalt in Berlin benutzte, um ihre Sippe dort aufzusuchen und ihre Kleider zu erneuern.

Frau Isa hörte sich das geruhig mit an. Sie fand die Idee sehr vernünftig; seit langem predigte sie ihm schon, daß er sich mehr Ruhe gönnen solle, da ja „ihr bedürfnisloser, gelehrter Herr Sohn“ mehr als genügend versorgt sei. Das mit dem Aufenthalt in Berlin wolle sie sich noch überlegen.

Als der Herr Kommerzienrat dann einige Stunden später in sein Privat-Kontor verschwand, ging sie in sein Arbeits- und Bibliothekszimmer, kramte in seinen Schubladen herum, die der vertrauensselige alte Herr stets unverschlossen ließ und hatte denn auch bald gefunden, was sie suchte.

Auch die Frau Kommerzienrätin ging zwei Tage lang mit einem geheimnisvollen Gesicht umher und saß lange Stunden,

scheinbar mit einem Buche oder mit einer Stiderei beschäftigt, ohne einen Stich zu tun oder in das Buch zu blicken.

Die Frau Kommerzienrätin war momentan sehr pessimistisch gestimmt; und sie hatte wahrlich alle Ursache dazu. Alle Menschen, denen sie Gutes getan, ließen sie im Stich, vergaltten es ihr mit Bösem, wendeten sich von ihr ab, ja verschmähten sie. —

Diese Mia, die sie jüngst bei einem kurzen Berliner Aufenthalt gesprochen, der sie mit süßsaurer Wiener gratuliert, und ihr Herr Papa, dem sie schon des Ostern aus der Patsche geholfen, hatten sich höchst unpassend und undankbar gegen sie benommen. — Mia und der Hofmarschall hatten das große „Glück“ in allen Richtungen vor ihr funkeln lassen, was an sich unpassend unter obwaltenden Umständen war. Sie hatten angedeutet, daß es besser sei, Mia bliebe in „ihrer Sphäre“.



Der Gefechtsstand des österreichisch-ungarischen Armeeführers Generaloberst v. Boehm-Ermolli, unter dessen Führung die verbündeten Truppen die Bukowina und ihre Hauptstadt Czernowitz wieder eroberten. Phot. Bild- und Filmatt.

gedenke für einige Wochen nach dem Süden zu gehen Bruno ein wenig herumzustreifen. Ob sie etwas dagegen haben hätte? Vorsichtig fügte er hinzu, er kenne ja ihre ung gegen größere Reisen. Und da er bloß als Tourist mit dem Sohn zu wandern gedente, so er sie gar nicht erst auffordern. Vielleicht, daß sie

A. g. XIII.

Mit hochmütiger Herablassung sprachen sie vom „guten Bruno“, der nun endlich in seinem Fahrwasser schwimme, da seine Fähigkeiten und bürgerliche Abkammung ihn in der von Frau Isa in Aussicht genommenen Laufbahn sicherlich nur eine geringe Rolle hätten spielen lassen, usw. usw. Diese Leute, die sie mit Wohlthaten überhäuft, ließen sie fühlen, daß sie in die „bürgerliche Sphäre“ heruntergestiegen, und daß es besser sei, ihr Sohn dränge sich nicht in Kreise, in die er nicht gehörte.

Sie hatte natürlich mit einigen spizen Reden geantwortet. Außerlich ging man lähl-freundlich auseinander; aber der Miß war da, und bald darauf kam ihr ein Schied des Hofmarschalls zu, der für ihre gütigen Auslagen dankte, die ihr gebührendermaßen in Anbetracht der Verhältnisse zurückerstattet würden. Seitdem hatte sie einen dicken Strich unter die „Sippe“ gezogen.

Aber war es ihr denn besser mit ihren Allernächsten gegangen? Wie hatte ihr eigener Sohn alle ihre Mühen und Sorgen vergolten! Er hatte seinen Beruf aufgegeben, sich innerlich von ihr abgewendet, stand ihr fremd und abweisend gegenüber, verheimlichte ihr, was ihn bewegte, fürchtete sie, statt sie zu lieben. Und ihr sonst so gehorsamer Gatte intrigirierte sogar gegen sie, hatte Partei für die Rechte ergriffen. Auch hier eine Entfremdung, eine Mauer.

Am schlimmsten fühlte sie sich von „diesem Doktor“ hintergangen. Er hatte ihr versprochen, fest zu bleiben, nicht in die Scheidung zu willigen, hatte sich dann aber seine Einwilligung einfach abkaufen lassen. Noch mehr verachtete sie ihn, als er nach geschlossenem Pakt den trauernden Gatten einfach in die Tasche steckte und mit einer jungen Witwe seines Sanatoriums anbandelte. Jetzt, wo er sie nicht mehr brauchte, ließ er seiner schlimmen Zunge freien Lauf über sie und ihre Familie. Ja sie verachtete ihn gründlich.

So stand sie ganz allein und verlassen da, sich in die Toga ihres Stolzes, guten Willens und torretten Lebens hüllend. Sie war müde, den Kampf noch einmal aufzunehmen und weiter für das Glück ihres Sohnes zu sorgen. Wochten sie hinter ihrem Rücken machen, was sie wollten! Ihr war es gleich. Wochte ihr Gatte reifen; sie würde ihn nicht hindern.

Langsam traf sie die Vorbereitungen dazu als sorgsame Hausfrau. Aber merkwürdig, mit jedem Stück, das sie für ihn zurechtlegte, wurden ihre Gedanken milder und freundlicher. Und auch sie überkam plötzlich eine große Sehnsucht nach südlicher Sonne und blauem Himmel. Ober war es der Sohn, nach dem sie sich sehnte?

Der kleine Herr ließ bei Tisch ganz erschrocken die Gabel fallen und verschluckte beinahe eine Gräte, als Frau Isa beim Tisch plötzlich harmlos ausrief: „Ich möchte in München wieder einmal die Schönheitsgalerie im Schloß anschauen und das neue Festspielhaus besuchen. Bestelle also Schlafwagenbillets, telegraphiere an das Hotel und an das Theater!“

„Du — Du willst mich begleiten?“

„Natürlich!“

„Aber du — ich — wir wollen doch nur als Touristen . . . Du bist doch gar keine Freundin von — von solchen Lauf Touren.“

„Ich brauche euch ja nicht immer zu begleiten. Wenn ihr klettert, bleibe ich eben im Hotel.“

Der Kommerzienrat blickte seine Frau mißtrauisch von der Seite an; aber er las nichts in diesen ruhigen, stolzen Zügen.

Vorläufig erwiderte er nichts; aber am Abend erklärte er plötzlich, daß er sich's überlegt hätte. Die Geschäfte — und er sei vielleicht schon zu alt zu solchen Touren.

„Wie du willst. Dann fahre ich eben allein. Seit fünfzehn Jahren bin ich nicht mehr in Lugano gewesen. Ich sehne mich auch nach anderer Luft und nach anderen Menschen. Und Bruno wird sich gewiß sehr freuen!“

Der kleine Herr wagte nicht zu widersprechen. Allein wollte er sie aber auf keinen Fall reisen lassen; und es sollte in Etappen geschehen. Nicht nur in München, möglichst oft wollte er Station machen. Am nächsten Morgen flog eine Telegramm nach Lugano: „Deine Mutter, die mich durchaus begleiten will, und ich kommen in den nächsten Tagen. Genaueres Datum folgt.“

Auch in Lugano übte die Nachricht eine niederschmetternde Wirkung aus. Das Blatt, das ihm der Portier überreichte, entsank Brunos Händen entsetzt; und der biedere Deutsch-Schweizer sagte in dem mitleidvollsten Tone, zu dem er sich einem so noblen Trinkgeldspender gegenüber verpflichtet glaubte:

„Oh, Sie haben gewiß eine schlechte Nachricht bekommen.“

Zunächst ging Bruno eine Stunde am Kai spazieren, um die Nachricht in allen ihren möglichen Folgen zu überdenken. Dann, nachdem er zu einem Entschluß gekommen war, lenkte er seine Schritte wie alle Tage nach dem „Paradies“ und der Villa Generoso.

Er hatte Glück. Die alte Dame saß allein, lesend im Garten. Ihse war noch bei der Toilette.

„Wo was haben Sie heute vor?“ begrüßte sie ihn.

„Ich — ich weiß nicht recht.“

„Was haben Sie denn? Sie machen ja ein so unglückliches Gesicht, als ob Affur und Niniveh bereits von anderen graben wären.“

Er lachte nicht einmal höflich; er bliete sie nur hilfeleth.

„Ich möchte Sie etwas fragen.“

„So fragen Sie!“

„Ihren Rat!“

„Auch das, wenn ich raten kann.“

Der junge Gelehrte versank in ein langes Nachdenken, die alte Dame mit einem heimlichen Lächeln zusah.

Er rühte verlegen an seinem goldenen Kneifer und sagte endlich, Verlegenheit in der Stimme: „Verzeihen Sie die belästigende Frage . . . Sie haben mir so oft von Ihrem verstorbenen Vater erzählt; aber nie, wie Sie sich eigentlich gefunden haben.“

„Hm, mein lieber Doktor, ich finde die Frage weniger als sonderbar. Was meinen Sie eigentlich damit? Fremder bloß so, um Ihre allgemeinen Kenntnisse zu bereichern haben Sie einen bestimmten Fall im Auge?“

„Ja sehen Sie, teuerste Baronin,“ meinte Bruno nach, „ich interessiere mich nämlich für eine junge Dame —“

„So, so?“

„Ja — und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es ihr sagen soll. Es ist schwer, darüber eine allgemeine Regel aufzustellen.“ Er widerte die Baronin ernsthaft, während es schelmisch um die Augen der munteren Greisin zuckte. — „Jeder macht es eben anders.“

„Und wie haben Sie es gemacht?“

„Wir? Mein Gott, das ist so lange her . . . Damals so man nicht viel Worte; aber seitdem hat die Mode vielmehr gewechselt. Mein Mann, — d. h. er war es ja noch nicht — ich mir schon lange süße Augen — und ich werde wohl viel getan haben. Und eines Tages — es war auf einem Spaziergang — nahm er meine Hand und drückte sie. Vermutlich ich wieder gedrückt — ja, und plötzlich hatte er mich in den Arm und küßte mich. Wir haben kein Wort weiter gesagt — nur unsere Vornamen.“

Der junge Gelehrte lautete ihren Worten mit dem andachtsvollen Ernste, den er der Entzifferung einer alten Keilschrift gewidmet hätte.

Das ironisch-liebenswürdige Lächeln, das sonst seinen Worten der alten Welsdame begleitete, war einer feinen, einem verklärten Ernst gewichen. Verjunkte Zeiten und nästigen vor ihrem unsichtbaren Auge auf. Dann, sich fassend, fragte sie munter: „Und darf man vielleicht die kretre Frage an Sie richten, wer die Beneidenswerte —“

„Haben Sie das nicht bemerkt?“

„Aun, da ich es nicht bin, so ist es vermutlich Ihre Aufgabe.“

„Sie haben es erraten“, rief Bruno überrascht. „Ich glaubte, mein Geheimnis so gut verborgen zu haben. Etwas gemerkt hat?“

„Weiß nicht! Gesagt hat sie kein Wort.“

„Glauben Sie, daß ich nach den bitteren Erfahrungen hinter sich hat, Aussicht hätte, daß eine Werbung gütig.“

Die Baronin zuckte die Schultern, tiefen Ernst in den Augen. „Es bleibt kein anderes Mittel, als daß Sie selbst gehen.“

„Das ist eben so furchtbar schwer. Ich fürchte mich einer abfälligen Antwort.“

„Ja, darauf muß ein Liebhaber immer gefaßt sein, wenn Sie meinem Rat folgen, versuchen Sie es in nächster Nacht. Sie es vom Moment abhängig! Der Moment, Doktor, ist alles im Leben! und wer ihn ergreift —“

„Es ist auch der letzte Moment. Mein Vater und meine wollen herkommen; und meine Mutter und Ihe stehen so ganz. Überhaupt — ich möchte das vorher . . . oder ich.“

In diesem Augenblick kam Ihse, heiter lächelnd, in leichtem Umhang, ein Liedchen trällernd, aus der Pforte des Hauses. Schon von weitem nickte sie ihm freundlich zu.

„Ich würde an Ihrer Stelle den Moment noch greifen“, flüsterte ihm die alte Dame lächelnd zu.

Sie standen auf dem Dampfschiff, das sie nach der italienischen Seite hinübertragen sollte. Die Baronin hatte sich zu Bitten entschieden geweigert, heute mitzukommen. Sie nicht ganz wohl. Mit berebtem Blick und Händedruck hatte es ihr gedankt. Beim Abschied raunte sie ihm noch einmal:

„Den Moment ergreifen!“

Ja, sie hatte gut reden! Sie war alt und dazu eine alte. Die brauchte den Moment nicht zu ergreifen. Er stand der schwersten Aufgabe seines Lebens. Sogar die Examinata, die er aus ganzem Herzen gehaßt, erschienen leicht gegen die gestellte Aufgabe.

war natürlich zerstreut, sah nur mit halbem Auge die glühenden Farben des südlichen Herbstmorgens, die himmelstrebenden Berge mit den malerischen Felsenneßern, die Matten und den blauen Spiegel des Sees. Nur mit zerstreutem Ohr hörte er Ise plaudern, die heute ganz gut aufgelegt war und jetzt sogar Byron zitierte, den kürzlich in die Hände gegeben.

„Das nun der Moment? Sie standen ziemlich allein auf dem Hinterdeck des Schiffes. Nur ein steifer Engländer, der sich in seinen roten Murren und in die Berge rierte, und ein französisches Hochzeits- oder Liebespärchen, das sich selbst beschäftigte, und zwei dicke Italienerinnen, die über ihre Familien und Haushalte schwätzten, bevölkerten das Hinterdeck.

Denkmal oder Nichthandeln war hier die Frage. Aber war es der richtige Moment? Er sah den mahnend erhobenen Finger der Baroness vor sich. Der selige Herr Baron hatte in fünfzig Jahren nicht gesprochen, sondern gehandelt. „Nun er sie nun bei der Hand nahm? Das Weitere würde sich schon finden. Eben legte sie ihr grauer, dänischer Handschuh auf seine Schulter, während sie mit der Rechten auf Ise'sches Nest wies, das gerade bei einer Wendung des Schiffes aus einer Seitenbucht auftauchte. Sie hatte sich unwillkürlich an ihn gelehnt; und er griff jetzt nach ihrer Hand, die er in die Hand umschloß und drückte.

„Nun sie sich im Reden hören zu lassen, zog sie diese Hand aus der Hand, nahm auch die andere von seiner Schulter. „Das ist nicht der richtige Moment!“ dachte Bruno.

„Wie töricht und unerfahren er darin war! Er sah sich vor sich selbst. Auf dem Schiff konnte er sie doch nicht ziehen und küssen, wie es der selige Baron getan. Dazu mußte man doch allein sein. Auf dem Schiff konnte man höchstens umhertreiben. Und das getraute er sich nicht.

„In der That, war es nicht unsinnig, was er vorhatte? Welches hatte er auf ihre Reizung? Wie hatte sie ihn durch einen der Ton etwas dergleichen verraten. Wenigstens konnte er sich erinnern, so weit er zurückdachte. Sie hatte ihm nie etwas als freundschaftliche, geschwisterliche Zuneigung gezeigt. Sie hatte den Doktor geliebt. Weshalb hätte sie ihn sonst nicht geliebt? Es lag doch kein äußerer Zwang der Verhältnisse vor. Und dann war sie so grausam enttäuscht worden. Mit Ise war natürlich nie davon gesprochen; aber der Kommerzientrat hatte einiges mitgeteilt.

„Schnell würde sich diese Wunde nicht schließen und noch eine Reizung aufkommen. Und nun gar zu ihm?! Er war kein Mann, der den Frauen gefährlich wurde. Er hatte darüber Illusionen hingeworfen und Mias Annäherungen durchschaut. Solche „Versuchungen“ waren dem einzigen Sohne des Hauses wiederholt gestellt worden. Aber mit sicherem Instinkt war er ihnen stets aus dem Wege gegangen. Wirklich hatte er überhaupt noch nie zuvor. Seine Wissenschaft in die heimlich Geliebte gewesen. Um sie hatte er werben leicht dulden müssen. Näher war er dem weiblichen Geschlecht als ganz junger Mensch in seinen ersten Semestern. Im Rausch der jungen Freiheit und der eben erwachten Leidenschaft hatte er einige leichte Liebschaften angeknüpft und gelöst, aber bald Widerwillen gegen dieselbe Beziehungen empfunden. Besonders, als die Mutter einer gastfreundlichen, die ihn ganz gegen seinen Willen in ihre Netze geworfen, die Schwiegermutter des zukünftigen Millionärs aufzuwachen versuchte. Er war damals mit plötzlichem Entschluß aus der Ehe geflohen; und der Kommerzientrat hatte der Affaire ein schlechtes Ende gemacht. Seitdem wohnte der junge Gelehrte bei kinderlosen Witwen und hielt sich ängstlich von aller Leidenschaft fern. „Vorherbestimmt zum Junggesellen!“

„Nun war es über ihn gekommen wie ein Rausch, seit er Ise gesehen. Jetzt erst wußte er, was ihn bedrängte und jetzt erst verstand er die ziellose Sehnsucht und die sonderbaren Lustgefühle, die Ise's Verlobung und Hochzeit in ihm erregt. Sehnsüchte und Regungen, die er in heißer, strenger Abkühlung suchte. Und nun war das alles aufgespießt worden nach einem Mairregen.

„Nun ihm so töricht vor. Sie würde ihn bei der Hand nehmen, wenn er spräche, und lachend erwidern: „Lieber Bruno, wir sind ein lieber Freund und Verwandter, mein lieber Bruno, aber warum willst du mehr sein, du törichter Mensch, als ein gutes, reines Verhältnis zerstören?“

„Das Schiff landete. Einen Wagen, der sich ihnen anbot, stieg sie stolz zurück. Denn sie hatten ein bestimmtes Ziel im Auge. Das Dorf oben in den Bergen und eine Schlucht, hinter der die Baronin Imbriani hatte es ihnen vorgeschlagen. Bruno heimlich mit den lustigen Schelmengaugen zugewinkelt.

Langsam stiegen sie hinauf. Matten und Felser blieben zurück; der Weg wurde schmaler und feiner. Ise's munteres Geplauder war verstummt — zumal es keinen Widerhall bei ihrem ernst, schweigenden Gefährten fand.

Sie ging ihm elastischen Schrittes voran, und er bewunderte in stummem Entzücken die graziose, feingeschwungene Linie ihrer zierlichen, schlanken Gestalt, die ohne die geringste Beschwerde hoch aufgestraft alle Hindernisse nahm.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, lächelte ihm freundlich zu; und sie bewunderten dann gemeinsam die herrliche Berg- und Seelandschaft, die sich weit zu ihren Füßen dehnte, die weißen, am See und den Hügeln verstreuten Häuser Luganos, von hier so klein wie Kinderspielzeug.

„Nein, er wollte nicht sprechen. Sie war so harmlos, so gleichmütig-freundlich und unbefangen. Er war ein Narr, und der „possende Moment“ bot sich ihm schon gar nicht.

Weiter — immer weiter hinauf! Große Felsen, Zyklopenblöcke — und da die Schlucht, über die sich nur ein ziemlich wackliger, hölzerner Steg spannte, auf einer Seite geländerlos und so eng, daß man ihn nur im Gänsemarsch überschreiten konnte. Sie blinnte sich ein wenig verblüfft nach ihm um.

„Wenn du willst, lehren wir wieder um“, beüllte er sich, sie zu beruhigen.

„Nicht doch, ich bin doch kein Hasenfuß. Als Kind bin ich mit meinem Vater in den Apenninen herumgeklettert.“

Und sie ging mutig voran. Er folgte ihr auf dem Fuße. Plötzlich blieb sie stehen — ein kleines Brett hatte sich gelöst — ein Schwindel erfaßte sie. Angstlich klammerte sie sich an das Geländer. Mit einer raschen Bewegung umfaßte er sie.

„Wir sind gleich drüben, ich stütze dich.“

Sie lächelte ihm dankbar zu, aber er sah, daß sie erbleibt war. Mit der Linken vorsichtig das Geländer umfassend, von seiner Rechten umspannt, schritt sie langsam über den Rest des schmalen Steges. Nun waren sie drüben. Die Willensanstrengung wich nervöser Schwäche; sie schloß die Augen und lehnte sich einen Augenblick halb an das Geländer, halb an seine Brust. — Der Augenblick!

Langsam neigte er sich über sie und küßte sie auf die frischen, roten Lippen. Zähne Purpurglut schoß über ihre bleichen Wangen. Aber sie stieß ihn nicht zurück — mit geschlossenen Augen blieb sie stehen, als er sie wieder und immer wieder küßte und mit starkem Arm an sich zog.

Im Wagen kamen sie nach der Villa Generoso zurück, als eben die Sonne glühend hinter dem Salvatore versank. Und schon von weitem bemerkte die Baronin, daß der junge Gelehrte „den Moment“ benutzt hatte, denn er schwang triumphierend den kleinen, grünen Filz in der Luft. Ise hatte den Schleier vorgezogen und flog wie ein schwerer Vogel an der alten Dame vorüber, schnell ins Haus.

In der Villa Generoso wurde großer Kriegsrat gehalten und Generalbeichte abgelegt. Durch einige kluge Frauen erfuhr die Baronin von Ise, was ihr zu wissen nötig und Bruno angenehm war.

Der junge Gelehrte setzte eine stolze Siegermine auf. Also von Anfang an, schon in Fichtenrode hatte sie ihn geliebt. Und er hatte nichts, gar nichts bemerkt; er war taub und blind neben ihr hingegangen. Eigentlich schämte er sich. Nur darüber war er sich noch nicht ganz klar: Konnten die Weiber sich so gut vorstellen, oder hatte er sich besonders ungeschickt angestellt?

Jedenfalls waren die Frauen denn doch schwerer zu entziffern als ägyptische Hieroglyphen; und man tat gut daran, immer das Gegenteile von dem anzunehmen, was sie verrieten. Liebten sie einen Mann, so würden sie es ihm gewiß nicht zeigen; und zeigten sie es auffallend, so liebten sie ihn gewiß nicht.

Man hielt also großen Kriegsrat, was nun zu tun und zu lassen sei. Die beiden zunächst Beteiligten waren für völlige Geheimhaltung. Man mußte sich eben vorläufig trennen. Bruno sollte seinen Eltern entgegenfahren und — schweigen, schweigen wie seine geliebten Mütter.

Aber nachdem er den vertraulichen Brief an seinen Vater eingestanden hatte, erklärte die Baronin: wie sie ihre Mitschwester kenne, wisse die Frau Mama bereits davon, oder ahne es wenigstens. Ihr plötzlicher Entschluß, hierherzukommen, ließe es stark vermuten. Im übrigen sei es weder würdig, noch sehr männlich — hier wendete sie sich an Bruno — die Frau Mama zu fürchten.

Der junge Gelehrte richtete sich hoch auf. Fürchten?! Er fürchtete sich überhaupt vor niemand, am wenigsten vor seiner Mutter. Beide Damen machten jedoch ein ungläubiges Gesicht dazu.

Schließlich einigte man sich dahin, daß Bruno einen großen Schreibebrief an seine Eltern richtete, ihnen alles ehrlich gestehen und seinen Entschluß als unabänderlich hinstellen sollte. Sei die Mutter nicht damit einverstanden, so würde er das zwar in Kind-

licher Ehrfurcht aufs höchste bedauern; aber auch das könne ihn nicht hindern, die Erwählte als sein Weib heimzuführen. Dann mußte er es eben der Zeit überlassen, die beiden Frauen zu versöhnen. Die Eltern möchten aber dann von der geplanten Herkunft absehen.

Es war am Vormittag nach dem denkwürdigen Ausflugs- und Verlobungstage. Bruno eilte in sein Hotel, schrieb mit fliegender Feder seinen Brief, warf ihn auch in den Kasten — und empfing unmittelbar darauf ein Telegramm:

„Wir fahren direkt nach Lugano durch und sind morgen nachmittag da. Salon, Schlafzimmer reservieren.“

Die Baronin lachte hellauf, als sie das Telegramm las und Brunos verblüfftes Gesicht sah. „Also — dann ist es Gottes Wille. Im übrigen sind Sie ja ein Mann und werden Ihre zukünftige Frau vor Unbill zu schützen wissen.“

Bruno machte zwar ein sehr kriegerisches Gesicht; aber er sah doch mit klopfendem Herzen dem Mailänder Schnellzug entgegen, der soeben donnernd in die langgestreckte Luganer Bahnhofhalle einlief. Schon von weitem sah er den Vater ängstlich aus dem Coupé spähen.

in die Arme und küßten sich innig, wobei dem kleinen hellen Tränen über die rasierte Wange liefen.

„Junge, Bruno, — das hast du gut gemacht! Nein, das freut! Wie ist denn das gekommen?“

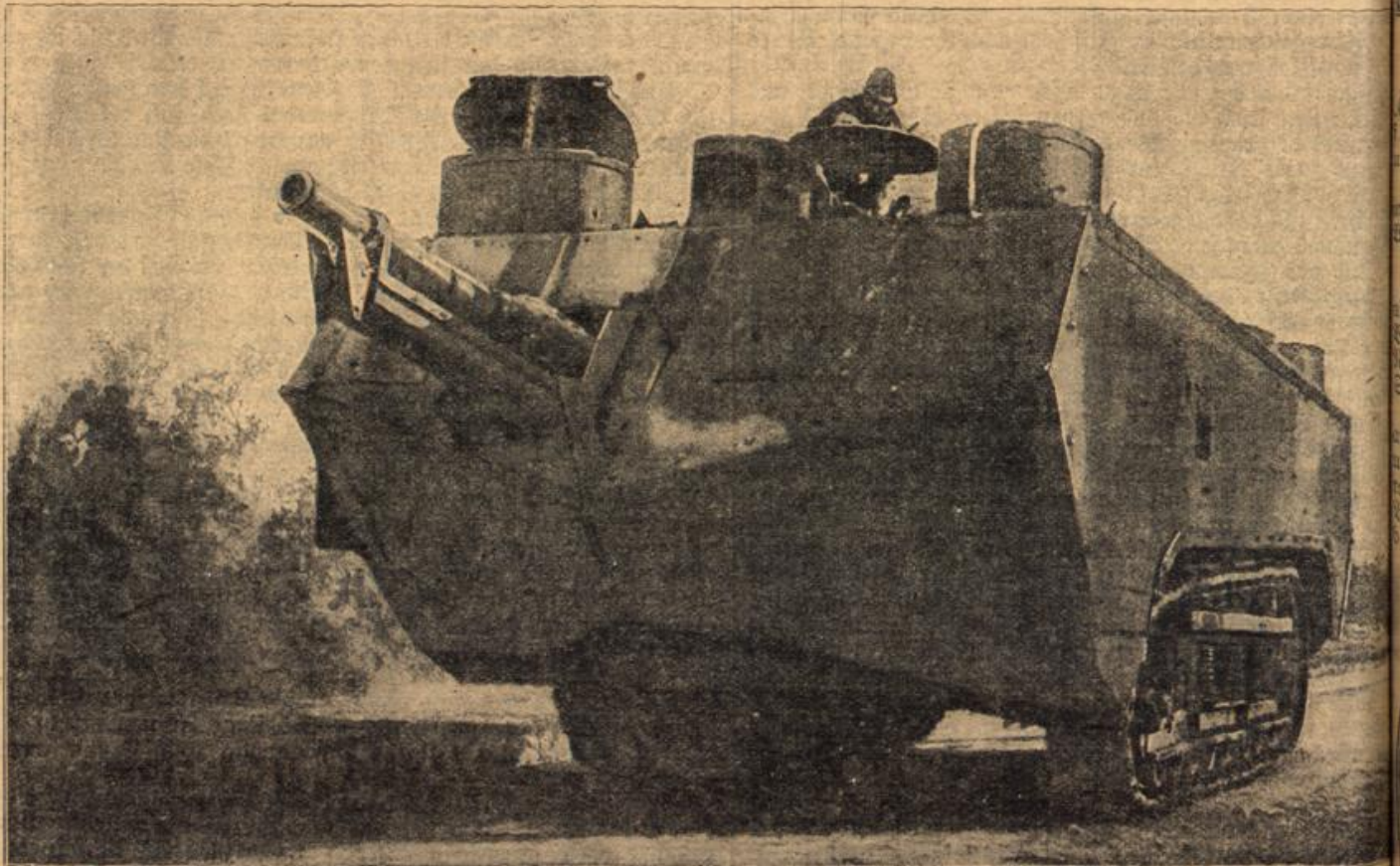
„Später, Vater — später erzähle ich dir das alles. Es war es ganz einfach! Erst muß ich aber der Mama —“

„Um Gotteswillen — kein Wort, keine Silbe!“ rief der Kommerzienrat flehend und blickte sich ängstlich nach der Tür hinter der sie verschwunden war.

„Doch Vater, — ich bin ein Mann und werde meine eigene Frau vor Unbill zu schützen wissen.“

Der kleine Herr blickte seinen Sohn ganz erstaunt an. Ein Teufelskern, dieser Bruno! Erst seinen Beruf gegen der Mutter Willen gewechselt, hatte vorher gegen die mütterliche Auserwählte tapfer und er gewehrt und schließlich gerade diejenige genommen, die strengen Frau Mama am wenigsten genehm war. Alles die er selbst gegen seine Ehehälfte sicher niemals hätte. Ein tapferer Junge — sein Herzensjunge!

Und nun mußte das Verhängnis seinen Lauf nehmen. Kommerzienrätin erschien wieder auf der Bildfläche.



Neuer französischer Tank. (Nach einer englischen Zeitung).

Frau Isa stieg zuerst aus und begrüßte ihn herzlich, als ob nichts geschehen wäre, oder sie wenigstens von nichts wüßte. Der kleine Kommerzienrat suchte nur vieldeutig die Achseln und flüsterte ihm eiligst zu, als Frau Isa eben in gutem Französisch und schlechtem Italienisch dem Hoteldiener einen Auftrag gab:

„Ich habe ihr nichts gesagt. Aber sie wollte durchaus hierher. Und wie steht's hier?“

„Vater — sie ist mein.“

„Bruno!“ rief der kleine Herr entzückt und gerührt und stand im Begriff, dem Sohn um den Hals zu fallen. Aber er besann sich eines Besseren, da Frau Isa soeben den Diener mit einem Geldstück und einem gnädigen Kopfnicken entlohnt hatte.

„Um Gotteswillen, sag's der Mutter nicht! Das wird eine schöne Geschichte!“ konnte er noch schnell dem Sohne zuflüstern.

Und nun saßen sie in dem Salon ihres Hotels, tranken Tee und aßen Sandwichs — die beiden Männer mit sehr ernsten Mienen, Frau Isa ganz Mutterglück, Reisefreude und Würde. Zuweilen lächelte der Vater dem Sohne heimlich zu; und dieser drückte ihm ganz verstohlen die Hand.

Eigentlich waren sie beide sehr, sehr glücklich; aber sie getrauten sich natürlich nicht, es durch Wort und Miene zu verraten. Frau Isas Gegenwart lastete wie eine Gewitterwolke auf ihnen.

Als die Frau Kommerzienrätin jedoch für einige Minuten in ihr Schlafgemach entschwand, fielen sich Vater und Sohn lautlos

Bruno nahm einen Anlauf, atmete tief auf — und und wie sprach der tapfere Junge! Die hellen Tränen liefen dem alten Herrn zum zweitenmal über die Wangen. Ganz wurde ihm unter seiner Weste. Einen Stein hätte er können. Aber die Frau Kommerzienrätin blieb ganz ungerührt. Sie sagte keinen Mucks — jedoch sprang sie auch nicht auf. „Niemals!“ Auch fluchte sie weder ihm noch seinem Sohne. Alles Dinge, die der kleine Herr ganz sicher hatte. Frau Isa sagte gar nichts — sie schwieg, schwieg.

Das war auch bedenklich — vielleicht noch viel bedenklicher. Vater und Sohn waren einig in dem Gedanken: „Was ist das für eine Frau?! Taten Sie nicht immer das Gegenteil von dem, was man von ihnen erwartete?“

Frau Isa brach das Schweigen: „Führe mich zu deiner Mutter.“

„Nein, Mama, das tue ich nicht eher, als bis ich dich selbst sehe.“

„Mein lieber Bruno — ich werde sie nicht freisetzen. Du mußt sie selbst holen.“

Damit ging sie zum zweitenmal hinaus, und beide saßen sich kopfschüttelnd an. Man mußte ihr natürlich den Kopf einschlagen. Abgesehen, wenn sie bis jetzt nicht explodiert war, konnte man wieder hoffen. Wie es aber auch kommen würde, der Junge waren fest entschlossen, sie mit ihren eigenen Händen zu schützen. In diesem Sinn schüttelten sie sich energisch die



Beşanti, die zur Zeit letzte Station der anatolischen Bahn.

„Eine Szene dulde ich nicht“, flüsterte Bruno dem Vater zu. „Es ist genug an der einen... Sie hat mir alles erzählt. — Ich ihre meine Braut dann einfach fort, und Mama und ich sind für immer geschieden Leute.“

Eine ähnliche Andeutung, die er seiner Mutter im Wagen machte, wurde mit den gleichen, kühlen Worten beantwortet:

„Ich werde sie nicht fressen.“

Das hatten nun zwar beide Herren durchaus nicht erwartet; aber ebensowenig waren sie auf den Verlauf dieser denkwürdigen Begebenheit gefaßt. Natürlich bestätigte es beider Meinung über die Sphinx-Natur der Frauen.

Im Garten prallten die feindlichen Abteilungen aufeinander. Sie stand mit Purpur übergossen und angstvoll klopfendem Herzen neben der Baronin. Einen Augenblick atemloses Schweigen. Beide Frauen senkten ihre Blicke tief ineinander, beide schlugen sie dann schuldbehaftet zu Boden.



Admiral Mayo,

der Befehlshaber der amerikanischen Seestreitkräfte im Atlantischen Ozean.

Da, im Moment höchster Spannung — der Kommerzienrat erwartete nun das Erdbeben oder doch wenigstens Donner und Blitz — lächelte die schelmische Baronin Imbriani überlegen spöttisch. Frau Isa kreuzte auch mit ihr die Toledanerklänge ihres Blickes, richtete sich hoch auf, trat mit weit ausgebreiteten Armen auf die zitternde und erblässende Sie zu, zog sie an sich, küßte sie auf beide Wangen und laut — wie es schien, auch gerührt: „Liebes Kind, ich freue mich sehr, daß alles gekommen ist.“ Und leise, ganz leise: „Wir wollen die Vergangenheit zu vergessen suchen.“ In Fichtenrode haben sie sich aber noch viel mehr gewundert, als die beiden Herren, haben sich aber doch darein finden müssen.

Die Schaffnerin.

Novelle von C. Fries. (Nachdruck verb.)

In kalter Wind sauchte durch die Straßen. So oft die Schaffnerin eine Straße anfuhr, fuhr es eifrig durch den Wagen.

„Machen Sie doch die Türe zu!“ Mit heftigem Ruck schob ein bärbeißig aussehender



Offiziersstellvertreter Müller,

der erfolgreiche Kampfflieger, der 21 feindliche Flugzeuge (bis 11. August) besiegt hat. (Phot. Verl. M. G. S.)

Die drohenden Worte verfehlten ihre Wirkung auf die Frau Tyrus nicht. Ihre Wangen färbten sich dunkelrot. Pflichtgemäß

Mann die Tür der Elektrischen zu. — In demselben Augenblick öffnete die blonde Schaffnerin, deren hübsches Gesicht den Ausdruck unverkennbaren Argers trug, sie mit demselben Aufwand von Kraft wieder und rief irgendeine neue Straße aus.

Der Fahrgast wandte sich mit beinahe hörbarem Ruck, um zu sehen, ob sie wenigstens gleich wieder geschlossen würde. Da es viel langsamer geschah, als er es für angemessen hielt, stand er auf und rief der Frau zu: „Der ganze Staub fliegt ja herein.“

Mehr als die Worte reizte des Mannes herrisches Wesen die led und selbstbewußt aussehende Frau. „Ich kann doch nicht ändern, daß ich alle Augenblicke herein muß“, sagte sie schroff.

„Davon ist keine Rede“, wies er sie zurecht, „ich habe Ihnen nur gesagt, Sie sollten die Tür zumachen.“

„Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen“, rief die Frau zornig.

Das war aber zuviel für den Erregten. „Ich werde Ihnen zeigen, ob ich Ihnen etwas zu sagen habe“, rief er nun mit lauter Stimme.

Die Mitfahrenden hoben die Köpfe von ihren Büchern und hörten dem Streit zu. Doch hütete sich jeder, Partei zu ergreifen.

Die Schaffnerin mochte hieraus schließen, daß ihre Sache doch nicht ganz gut stehe. „Ich habe ja nicht weiter gesagt“, lenkte sie kleinlaut ein.

„Was — nun wollen Sie auch noch ableugnen? Wir werden uns wieder sprechen!“ Ein forschender Blick stellte die Nummer des Wagens fest, dann sprang er ab.



Feldwebel Raffala,

einer der erfolgreichsten österr.-ungar. Kampfflieger an der Isonzo-Front. (Verl. Illustr.-Ges. m. b. H.)



Abtransport gefangener Rumänen und Russen aus den Kämpfen in der Moldau.

Photographie Leipziger Presse-Büro.

ging sie in den Wagen, um einer neu eingestiegenen Mitfahrenden einen Schein zu verabsorgen.

„Was der sich einbild'!“ sagte sie dabei zu einer Dame in Trauer, die den Wortwechsel miterlebt hatte. „Ja kann doch nicht immer die Tür zumachen, und weiter hab' id doch nicht gesagt.“

Die Dame lächelte in einer unverbindlichen Weise. Die Frau tat ihr leid. Sie sah wohl, wie die Augen um ein Wort der Zustimmung zu betteln schienen. Da sie aber das Verhalten der Beamtin für unrichtig und auch für unklug hielt, konnte sie es nicht über sich gewinnen, etwas zu sagen. Zudem war sie im Augenblick von einer unbestimmten Vorstellung von allerlei umangenehmen Nachwirkungen beherrscht, die ihre Parteinahme im Gefolge haben könne.

Die Schaffnerin fandte noch einen suchenden Blick durch den Wagen, aber da war niemand, der bereit war, für sie einzutreten. Ihr ledes Gesicht wurde auf einmal ganz blaß. Sollte sie eine Dummheit begangen haben? Daß sie doch ihre Zunge gar so schlecht zügeln konnte! Sie biß die Zähne aufeinander, um plötzlich aufsteigende Tränen zurückzuhalten. — Wie hatte Georg das alles vorausgesehen! Als sie ihm sagte, sie wolle sich zur Schaffnerin meloen, hatte er sie so sonderbar angesehen und hatte gemeint: „Ob du das kannst?“

„Was die Lambrechts kann und die Gene und ich weiß nicht, wer noch alles, soll ich nicht können?“ war sie aufgebraut.

„Natürlich wirst du den Betrieb lernen, das ist kein so großes Kunststück“, hatte Georg ruhig geantwortet. „Aber dich fügen, Marie, auch mal ein Wort einzulegen, ohne auf einen Schelm anderthalbe zu setzen, ob du das lernen wirst? Und anders geh's nicht im Dienst, verlaß dich drauf!“

Sie hatte den hübschen Kopf zurückgeworfen und war beleidigt. In Born und Bitterkeit hatten sie sich getrennt. Er traute ihr auch gar nichts zu! Nun gerade, nun wollte sie ihm zeigen, wie unrichtig er sie beurteilte. Noch lange nach seiner Abreise hatte ihre Bestimmung angehalten. Im Anfang, als sie die Unterstützung erhielt, war sie sich vorgekommen, als ob sie die ganze Welt lassen könne mit dem vielen Gelde. Sie hatte aber schnell einsehen müssen, daß sie es sich sehr einteilen mußte. Es ging kaum noch: Bald war die Miete fällig, dann brauchten die Kinder Kleider und Kleidung, und es war lästig, sich immer wieder fragen zu lassen: „Arbeiten Sie denn gar nichts? Sie sind doch gesund!“

Anfänglich, als sie sich gemeldet, hatte Marie es ihrem Mann gar nicht gleich geschwieben. Erst als sie angestellt war, ließ es sich nicht mehr gut verheimlichen. Sie hatte gehofft, daß er sich freuen würde, aber als er schrieb, war sie doch erstaunt, wie beglückt er war. Die Kinder mußte er bei ihrer Mutter ausgezeichnet versorgt, sie konnte es wirklich sehr gut einrichten.

Und nun sollte sie sich am Ende alles verdorben haben? Heiß und kalt wurde ihr bei dem Gedanken. Sie vermochte sich gar nicht zu sammeln. Wiederholt blieb sie an diesem Tage nur durch die Ehrlichkeit der Leute vor Schaden bewahrt; sie selbst hätte es nicht bemerkt, wenn einer nicht bezahlt hätte.

Endlich nahmen die endlosen Stunden des Dienstes ein Ende. Müden Schrittes ging Marie ihrem Heim zu. Einer Kollegin, die denselben Weg hatte, erzählte sie den Vorgang, der sie in so große Aufregung versetzte. Die machte ein ängstliches Gesicht.

„Wenn Sie sich da nur nichts eingerührt haben“, sagte sie gutmütig. „Wir sollen doch durchaus Streit vermeiden.“

„Streit? Es war kein Streit!“

„Na, was denn?“

„Der Mensch hat mich angepöbel!“

„Wenn schon, das muß man überhören. Man zieht nur den kürzeren, wenn man es nicht tut.“

Marie schweig. Stumm legte sie den Rest des Weges neben der Kollegin zurück.

Sie haben es gleich zu Hause, daß etwas nicht in Ordnung war. Sonst war sie immer so lustig heimgekommen, viel fröhlicher als früher. Zuweilen hatte sie den Kindern etwas Kuchen oder Obst mitgebracht, wenn sie Trinkgeld bekommen hatte. Heute war sie still und bedrückt.

„Mutter, was ist dir?“ forschte die neunjährige Frida.

„Ach, laß mich, was soll mir sein“, erwiderte sie unfreundlich. „Du denkst wohl, es ist ein Vergnügen, von fünf Uhr morgens an unterwegs zu sein?“

Dem blaffen Mädchen mit den klugen Zügen traten Tränen in die Augen, die schon so manches hatten sehen müssen.

„Man nich gleich so groß“, mahnte Marias Mutter, „an andern Tagen warst du auch müde und doch vergnügt.“

„Fahrt ihr man'n ganzen Tag und steckt all den Arger ein! Ihr habt gut reden, ihr sitzt in der warmen Stube und laßt es euch wohl sein!“ Ärgerlich schob sie den Teller zurück, der Hunger war ihr vergangen. Die Mutter schweig. Eine bange Ahnung senkte sich ihr zentnerschwer auf das Herz. Sie kannte ihre Marie.

„Leg dich man gleich zu Bett“, riet sie teilnehmend. „Du leicht bist du übermüdet. Schlaf dir zurechte, dann is es et morgen wieder gut.“

Die junge Frau tat, wie ihr geheißen. Wenn sie im Bett brauche sie wenigstens kein Verhör mehr zu bestehen.

Aber der erhoffte Schlaf blieb aus. Ruhelos wälzte sie auf ihrem Lager. In der Stille der Nacht türmten sich die Sorgenhaushoch vor ihr auf. Wie, wenn der Mann seine Drohung machte? In nächster Zeit wollte Georg auf Urlaub kommen. Sie hatte sich darauf gefreut, wie noch nie auf etwas in ihrem Leben. Er lag seit langem verwundet in einem Lazarett am Rheinland, aber nun war er in der Besserung und hoffte auf längeren Urlaub. Wie hatte sie sich in dem Gedanken gefonnt, daß ihre Arbeit ihm und den Kindern frohe Tage bereiten zu könnte. Seit Wochen hatt sie dazu gespart. Aber, wenn ihr nun die Entlassung drohte, dann war alles entgültig vorbei. . . Unruhig wälzte sie sich von einer Seite auf die andere. Gab es denn keine Möglichkeit, den qualenden Sorgen zu entfliehen? Georg würde nicht weiter verwundern — qualvoll schüttelte sie auf.

„Was hast du nur?“ fragte die Mutter, die nicht länger dem inneren Kampf der Tochter, den sie heimlich mit ihr erlitt, folgen konnte.

„Was soll ich haben? Übermüdet bin ich“, murmelte Marie.

„Laß mich nur in Ruhe.“

Unfrisch und übernächlig ging sie am andern Morgen zu Dienst. Der Tag verlief abwechslungsreich und brachte manche Sechser ein. Allmählich hob sich die Stimmung der jungen Frau. Was sollte ihr denn groß passieren? Zu dumm, daß sie sich hatte ins Bodshorn jagen lassen! Am Abend karrte sie Apfel für die Kinder und für ihre Mutter und brachte sie ihnen mit.

Ihre frohe Laune wirkte so ansteckend, daß selbst die alte Frau sich davon täuschen ließ. Als die Kinder zu Bett waren, machte sie Pläne für Georgs Urlaub.

Der folgende Morgen brachte den Rückschlag. Marie wurde auf die Direktion entboten wegen der Beschwerde des Bierbrauer Krause. Am nächsten Sonnabend — das war morgen in ihr Freistunde — sollte sie sich dort melden. Ach, es hatte ja gar keinen Zweck! Wenn der Mann gegen sie aussagte, war sie verloren, das kannte man schon! Da war es das beste, man mache es wohl. Schlaf. Was brauchte man sich erst noch Grobheiten sagen lassen? Und wenn Georg kam, der würde ja doch nichts wissen, als: Siehst du, ich habe es dir gleich gesagt.

Sie vergaß, an den Haltestellen zu klingeln und paßte nicht auf, so daß schließlich viel zu viel Menschen im Wagen waren. Ihr war alles einerlei. Heute abend, wenn sie vom Dienst kam, dann würde die Sache erledigt. Wenn mußte sie denn auf die Welt? Den Kindern? Die hatten es bei der Großmutter besser. Georg? Der würde sich gewiß bald trösten, so häßlich wie sie zu dem immer gewesen war. Eine tiefe Beschämung griff sie plötzlich, daß sie es damals über das Herz gebracht hatte, ihn ins Feld ziehen zu lassen ohne ein fremdliches Wort. Heiß Weh krieg ihr während in die Kehle, daß sie so gar keine Hinterlassen würde, wenn sie still von dannen ging. Wie war ihr Mann zu ihr gewesen im Anfang, bis sie es ihm so langsam abgewöhnt hatte.

Eine Dame in Trauer, die ihr bekannt vorkam, schenkte einen Großen. Sie merkte es nicht und vergaß zu danken. Sie mischte sich die Nachbarin der Dame ein und verbreitete sich über die Undankbarkeit dieser Frauen.

Einen Augenblick zuckte etwas in Marie auf, ihr alter Mitleid regte sich. Sie fühlte sich versucht, den Großen zu nehmen und den beiden vor die Füße zu werfen. Sie würde ihn nicht brauchen. . . Aber dann sah sie das Auge der freundlichen Geberin mit einer stummen Frage auf sich gerichtet.

„Ich hatte es gar nicht gemerkt“, murmelte sie, als sie wieder an ihr vorüber mußte. Die vornehme Frau nahm ihre Hand.

„Haben Sie Lummer?“ fragte sie gütig.

Bei den teilnehmenden Worten schossen der Schaffnerin Tränen in die Augen. Sie nickte halb wider Willen.

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen“, sagte die andere. „Komme nachher hier zurück, warlen Sie mal — wann fährt Ihr Wagen wieder?“

Marie nannte die Zeit. Es war ihre letzte Tour. Sie hoffte beinahe, die Frau mit den verständenden Augen würde sich verspäten, denn sie hatte ja noch Wichtiges vor.

Aber pünktlich kurz vor der Abfahrt fand sich die hochgewachsene Fremde in ihrer Trauerkleidung ein. Es war die Mitfahrende, die den Streit mit dem Bierbrauer miterlebt hatte. Sie hatte nicht zur Ruhe kommen können, daß sie der Frau ihren Beistand versagt hatte. Sie bot der Schaffnerin freundlich „Guten Abend“ und zog ein Buch heraus, als ob sie lesen wolle.

Marie sah es verwundert. Aber dann, als die gütige Frau

„Die Fahrt bezahlte, sagte sie leise: „Ich begleite Sie nachher
Stück, im Dienst dürfen Sie ja nicht sprechen.“
Das fehlte noch! Auf dem Gang, den sie vorhatte, konnte
keine Begleitung brauchen! Siedend schoß ihr das Blut in
Gesicht, sie nickte, ohne der Fremden in die teilnehmenden
Augen zu blicken.

Allmählich sank der Wagen. Marie begann ruhiger zu
reden. Ihre Beschützerin schien in das Buch vertieft; wenn die
Abtönung kam, wollte sie ganz rasch machen, daß sie fortkam.
Sie merkte es nicht, daß die Dame von Zeit zu Zeit forschende
Blicke über ihr Buch weg zu ihr hinschickte. Häufig verständigte sie
sich mit ihrer Nachfolgerin, die kurz vor der Haltestelle aufsprang.
Mit einem schmerzlichen Blick in den Wagen hinein wollte sie gehen,
als die Haltestelle erreicht war.

Aber da stand auch schon die Dame in Trauer neben ihr. Ohne
Wort zu sagen, verließ sie mit ihr den Wagen.

„So,“ sagte sie herzlich, „nun
sagen Sie mir mal ganz offen,
wie Sie bekümmert.“

„Gott, doch, gnädige Frau,“
sagte sie abweisend, mit zusa-
mengeschnittenen Zähnen, „was kann
Sie interessieren, was inter-
essiert Sie für Nummer hat?“

„Doch, liebes Kind,“ erwiderte
die Fremde sanft, „es interessiert
mich. Die Zeiten sind glücklicher-
weise vorbei, wo einer am Leid
anderer vorüberging. Und Sie
sagen aus, als ob Sie jemand
schmerz hätten, der Sie nach Ihrem
Namen fragt.“

Ein Schluchzen stieg in Mariens
Hrste. „Ich bin selbst schuld —“
sagte sie.

„Ach!“ — die Dame drückte ihre
Hand fester — „das ist gerade das
Schlimmste, wenn wir selbst schuld
sind! Alles andere läßt sich leicht
tragen, als wenn wir uns sagen
lassen, daß wir selbst unser Unglück
verschuldet haben. Zu mir
sagen Sie ganz offen sprechen, ich habe viel falsch gemacht im
Leben und kann es nie wieder gut machen.“ Die letzten Worte,
die sie gesprochen waren, klangen wie ein Schrei.

Marie zuckte den Kopf. So sprach die ele-
gante Frau? Unwillkürlich fing sie an zu erzählen. Sie schonte
nicht. Sie gab es offen zu, daß sie Georg und sich das Leben
verderbt gemacht hatte vor dem Kriege, und daß sie nun erst, da
den Segen der Arbeit kennen gelernt hatte, auf eine frohe Zu-
kunft gehofft hatte. „Das ist nun aus und vorbei“, schloß sie mühsam.
Die andere begriff es gar nicht. „Seien Sie doch nicht töricht,
liebes Kind“, erwiderte sie sich. „Sie haben Kinder. Den Kindern
muss man alles auf sich nehmen. Was wollte ich nicht
haben, wenn ich Kinder hätte!“

Erstarrt horchte Marie auf. Die Fremde ließ nicht ab, ihr
ihren Vorfällen gegen ihre Kinder zu erzählen. Frau Röck-
brachte sie bis vor ihre Tür. „Ich sehe Ihnen bei, was
Sie konnen mag“, versprach sie unaufgefordert.

Als Marie die Tür ihrer Wohnung aufmachte, schallte ihr
der Lärm entgegen. Eine warme Männerstimme hob sich von
den andern ab. Das war Georg! Marie stand erschrocken, am
Neben wäre sie umgekehrt; aber ehe sie die Tür wieder schließen
konnte, quoll heller Lichtschein in die Küche. Kinder kamen heraus-
gelaufen: „Mutter“, riefen sie, „Vater ist da!“

„Er hat einen Stetzhub“, fügte Frida leise und schüchtern hinzu.
„Einen Stetzhub? Davon hatte Georg kein Wort geschrieben!“
sagte sie zu ihm, so schnell wie möglich!

Mit großen, traurigen Augen sah der Mann ihr bang entgegen.
Die fliegende Blüte auf seiner Stirn kündigte ihr seine Aufre-
gung. Was würde sie sagen?

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie hielt ihn bei den
Händen und war nicht fähig, ein Wort herauszubringen. Erst
nachher, als die Kinder zur Ruhe waren, sagte sie sich ein Herz.
„Georg“, sagte sie leise, „wie recht hast du gehabt — ich lauge
wirklich nichts! Ich war faul und habe den Mund nicht halten
können. O, wie konntest du nur Geduld mit mir haben?“

Er war ganz verwundert. Sie klagte gar nicht über ihr Ge-
schick, das ihr den Mann als Krüppel zurückführte?

„Ach — das!“ erwiderte sie mit einem trüben Lächeln, „was
das auf sich? Nun hätte ich gut machen können und habe alles
verworfen!“ Es war zuviel, was auf sie einstürzte, sie konnte die
Tränen nicht mehr zurückhalten. „Ich habe — ein Ende — machen

wollen“, brachte sie stoßweise unter Schluchzen heraus, als Georg
so seltsam ruhig blieb bei dem, was sie durch Tage und Nächte
nun schon ängstigte und quälte. Bei diesen Worten fuhr er auf.

„Marie! Das hättest du übers Herz bringen können? Und was
hätte aus den Kindern und mir werden sollen?“

„Wenn sie mich morgen entlassen, was nütze ich euch dann noch?“

„Aber Frau!“ Er war ganz trostlos. „Ich komme als Krüppel
heim, und du bist blühend und gesund und willst uns verlassen?
Es gibt auch noch andere Arbeit! Und so schlimm braucht es doch
nicht gleich zu werden!“

Sie hob mühsam die Schultern. Aber dann kam ihr ein Ge-
danke. Sie nahm seine Hand und sah ihm bittend in die Augen.
„Georg — wenn du mit mir gehst auf die Direktion?“

Er war ganz gerührt. „Wenn du meinst, daß ich dir etwas
nützen kann?“

„Ich bin gleich oben hinaus, du weißt es ja. Aber wenn du
für mich sprichst —“ ganz eng
schmiegte sie sich an ihn.

„Ach, Marie, sind wir je so
glücklich gewesen früher, als noch
alles gut war?“

Weinend hielten sie sich um-
schlungen . . .



Der Wildesel. Von J. Ungar. (Mit Text.)

Denn was man schwarz auf weiß besetzt.

Wir hören gern unter den
besonderen Tugenden der
alten Germanen die Treue und
Ehrlichkeit preisen. Auch heute
noch gelten Treue und Ehrlichkeit
als edle Mannestugenden, und
erfreulicherweise ist auch die in
Schillers „Bürgschaft“ geschilderte
Treue bis zum Tode nicht nur
ein schönes Ideal, sondern wer
selbst Treue zu halten weiß, der
wird auch diese Treue, vielleicht

in schlichtem, anspruchslosem Gewande, bei andern finden. Aber
jene Zeit, wo ein Händedruck ein Versprechen für alle Zeiten
besiegelte, war nicht so kompliziert wie die heutige. Gewiß soll
ein einfaches „Ja“ genügen in einem innigen Verhältnis, wie
zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau. Ist dies aber
nicht der Fall und bedarf es zur Bekräftigung einer Aussage
hier noch vieler Worte, Versicherungen und Schwüre, dann kann
von einem Einander-Vertrauen nicht mehr die Rede sein.

Aber schon in dem Verhältnis von Freund und Freundin
sei man vorsichtig, bis man die Freundschaft in ernstesten Stunden
erprobt. Dann aber baue man auch das leiseste Mißtrauen
wie einen häßlichen Schatten aus seiner Seele. Wohl hinter-
läßt getäushtes Vertrauen eine schmerzhafteste Wunde, aber noch
trübseliger ist es, überhaupt keines restlosen Vertrauens in der
Freundschaft fähig zu sein. Vertrauen in dem Verkehr von
Mensch zu Mensch gleicht dem belebenden Sonnenschein. Unter
seinen strahlenden Blüten erwärmt selbst der tote, kalte Stein.

Bittere und unnötige Enttäuschungen hingegen würde es uns
bringen, wollten wir dieses schrankenlose Vertrauen in den ge-
schäftlichen Verkehr hineinbringen. Hier findet das alte Sprichwort
Anwendung, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Man
braucht darum noch nicht dem pessimistischen Grundsatz zu hul-
digen, daß man allen Menschen mißtrauen solle, bevor sie uns
von dem Gegenteil überzeugt, aber der einfache Selbsterhaltungs-
trieb sagt uns, daß wir uns vor Schaden schützen.

Vollständig unangebracht ist im geschäftlichen Verkehr jene
übergroße Empfindlichkeit, die die Forderung einer schriftlichen
Bestätigung als ein Mißtrauensvotum betrachtet. Man mache
es sich einfach zur Pflicht im Verkehr mit Fernstehenden, bei
jeder Abmachung und jedem Versprechen um eine schriftliche
Bescheinigung zu bitten.

Mitunter wird zwar vor Gericht auch eine mündliche Zusage
als bindend betrachtet, aber manche Weisheitsweisheit und Ver-
zögerung, mancher Schaden und Verlust würde vermieden, wenn
man jederzeit in der Lage wäre, eine Abmachung schwarz auf
weiß vorzulegen. Wirt und Mieter, Arbeitgeber und Arbeit-
nehmer würden sich viele Unannehmlichkeiten, Streitereien und
Vertragskosten ersparen, wenn sie von jedem Gespräch, das wich-
tige Abmachungen enthält, dem andern eine schriftliche Bestä-
tigung in zwei Exemplaren zugehen ließen und um Namens-
unterschrift und Rücksendung des einen Exemplars bitten würden.

Gertrud Westphal.

Abend.

Nun huschen die langen Schatten
 An meinem Fenster vorbei,
 So die Träume, die hoffnungs-satteln,
 Von Liebe und Glück und Mai.
 So gingen Freud' und Friede
 Vorüber an meiner Tür —
 Nun ist meine Seele müde
 Vor Sehnen und Suchen nach dir.
 Theo. Wilmor.

Unsere Bilder

Der Wildesel. (*Equus asinus*.) Der Wildesel bewohnt in großen Herden Asien und Afrika und kommt in verschiedenen Abarten vor. In Asien findet man ihn auf den weiten Steppengebieten der Tatarei, Afghanistan, Beludschistan, Bucharei, Persien, Arabien und Syrien usw.; in Afrika in den nördlichen Wüsten, in der Verberei, im Somalagebiet usw. Er liebt warme, trockene gelegene Gegenden und weidet in großen Herden unter Führung eines Leithengstes. Der Wildesel ist äußerst scheu und auch vorsichtig, daher schwer zu jagen und noch schwerer einzufangen. Die ausgedehnten Steppen bieten ihm alles zu seinem Dasein Nötige und er bevorzugt salzige und bittere Kräuter, wie er auch salziges Wasser dem süßen vorzieht. Seine Wildheit und Unbändigkeit ist groß und es gelingt nur selten, jung gefangene Stüde bis zu einem gewissen Grade von Zähmheit zu bringen; zu trainieren ist ihnen nie, da sie meist einen böartigen, hinterlistigen Charakter entwickeln und man sich vor den Bissen hüten muß. Die Färbung ist meist silberweiß oder aber isabellgelb mit einem bräunlich weißgeränderten Streifen über den Rücken, der auf der Kruppe oft in zwei auslaufende Streifen endet. Es ist die dem Esel eigentümliche Zeichnung und auch auf den Beinen zeigen sich oft bräunliche Bandstreifen. Kirgisen, Tataren, Perser, Araber usw. machen eifrig Jagd auf den Wildesel, dessen Fleisch sie schätzen. Jung eingefangene sucht man mit mehr oder weniger Erfolg zu zähmen. J. B.

Allerlei

Deutlicher Hinweis. Der Dichter Lenkerre begegnete spät Abends, von einem Male heimkehrend, einem Baumlangen, verdächtigen Menschen, der ihn fragte: „Wie viel zeigt Ihre Uhr?“ — „Rutwoll schlug Remierre an seinen Degen und erwiderte: „Sehen Sie selbst nach, hier ist der Zeiger.“

Unvollkommene Kraftleistungen. Peter der Große von Rußland und August der Starke von Sachsen waren einmal zugleich Gast beim Fürsten von Radziwill. Beide waren bekannt als ebenso stark im Essen wie in ihrer Körperkraft. Erstere hatten sie bereits bei der ihnen ausgerichteten Mahlzeit bewiesen, da schlug Kurfürst August vor, daß sie auch ihre Kräfte miteinander messen sollten. Er tat das, indem er eine schwere silberne Servierplatte vom Tische nahm und sie zu einer Rolle zusammenbog. Der Zar beantwortete das damit, daß er seinen silbernen Teller mit den Händen zu einem Klumpen zerdrückte. In ähnlicher Weise mußte die silberne Tinkenschale und eine ebensolche Weinanne den Beweis liefern für die gleich kräftigen Kräfte der Wettkämpfer. Da aber machte Fürst Radziwill, dem natürlich um sein prächtiges Tafelgeschick bange wurde, dem Zweikampf dadurch ein Ende, daß er dem Küchenchef Befehl sandte, schleunigst eine mächtige Pastete auf die Tafel zu schicken, die dann so köstlich duftete, daß die beiden Kraftmenschen ihre Bestrebungen auf diese neue Gabe übertrugen und auch darin Unerhörtes leisteten. Das Silbergerät wurde währenddessen unauffällig von der Tafel entfernt. C. D.

Seltener Abstammungsnachweis. Der erste Oberst des Irischen Freiwilligenkorps, ein Marquis von Donegall, war, als er dies Korps ins Leben rief, besonders ängstlich darauf bedacht, es auch ausschließlich mit Offizieren von echt irischer Herkunft ausstatten zu können. Das aber hielt sehr schwer. Irländer von guter Bildung und Vermögen, die sich für diese Würde geeignet hätten, konnten sich aus leicht begreiflichen Gründen durchaus nicht für die neue Stellung begeistern; es meldeten sich nur wenige Bewerber dafür. Ein ansehnlicher, gutgestellter und gebildeter Herr mit soldatischem Auftreten und einem lachend glücklichen Gesichte war sehr begierig, sich ein Offizierspatent in dem neugebildeten Korps zu kaufen, wie es in England Sitte ist. Er war in jeder Richtung hin ein durchaus annehmbarer Bewerber, nur der Abstammung nach nicht: es floss kein irisches Blut in seinen Adern! Der Oberst wünschte nun aber dringend, diesen sonst so geeigneten Herrn nicht abweisen zu müssen, und bemühte sich auf jede Weise, ihm zur Entdeckung einer ihm selbst unbewussten irischen Herkunft zu verhelfen. „Denken Sie doch ernstlich darüber nach, ob Sie nicht von mütterlicher Seite her irische Verwandte haben?“ Der Bewerber grübelte geraume Zeit, mußte dann aber traurig den Kopf schütteln. „Oder vielleicht hat Ihre Familie Landbesitz in Irland?“ Auch das war nicht der Fall. Auf einmal leuchtete des Mannes Gesicht auf. „Der Oberst, ich hab's! In meinem Keller liegt

ja ein ganzes Faß von Jameson's Whisky! Daß mir auch das nicht gleich einfiel!“ Der Oberst sah ihn einen Augenblick an, als zweifle er an seinem Verstand. Dann aber schlug er sich rüchig aufs Knie und lachte, daß die Wände zitterten. „Herr,“ rief er mit Tränen in den Augen, „ob Sie wissen und nachweisen können oder nicht, von unzweifelhaft irischer Abstammung sind Sie trotzdem! Einen so großartigen unfeindlichen Witz zu brechen ist nur ein unverfälschter Irlander imstande. Ihr irischer Witz hat Sie als durch und durch irisch kenntlich gemacht — ich nehme Sie unbedenklich als Leutnant für mein Korps an!“ Und so geschah es. C. D.

Gemeinnütziges

Beim Schneiden der Leittriebe der Zwerg- und Formobstbäume darauf zu sehen, daß man so weit schneidet, daß sämtliche vorhandenen Augen austreiben oder sich zu Blütenknospen umwandeln und keine Kahlstelle an den Zweigen entstehen.

Buchedern für die Schweinemast sind sorgfältig zu lagern; sie sind nur dünn aufzuschütten und täglich zu wenden, sonst werden sie feucht und schimmelig. Dabei Buchedern irgendwie Schaden erlitten, darf man sie höchstens gelocht verkaufen.

Tollen Trauben einen weiten Versand gut vertragen, so dürfen sie unter seinen Umständen in frisches Gras verpackt werden. Dieses sinkt in sich zusammen, erhellt sich und die Trauben gehen unfehlbar in Faulnis über. Roggenmehl oder Torfmehl eignen sich als Packmehl sehr gut.

Mit Elsfarbe gefirnete Wände werden, wenn sie sehr schmutzig sind, durch Abwischen mit dünnem Seifenwasser gereinigt. Man reibt sie alsdann mit kaltem Wasser unter Anwendung eines leinenen Tuches nach. Sind die Wände nicht sehr beschmutzt, so genügt es meist, sie mit kaltem Wasser abzuwaschen.

Geftirnete Fußböden dürfen nicht mit Seifenwasser abgeburstet werden, weil der Anstrich dann schnell seinen Glanz einbüßt. Es ist vorteilhafter, sie mit lauem Wasser abzuwischen, dem etwas Salmiageist beigemischt ist. Auf einen Eimer Wasser genügt ein Eßlöffel voll Salmiak. Die Hauptsache ist, daß zum Reinigen zwei Eimer mit Wasser benutzt werden. Einer, in dem der Lappen angefeuchtet, und ein zweiter, in dem er nach dem Wischen gründlich ausgepült wird. Dies zweite Wasser muß öfters erneuert werden. Ob man zum Wischen einen Schrubber benutzt oder es auf den Knien liegend mit der Hand besorgt, ist lediglich Sache der Gewohnheit.

Wühlmäuse, Hamster usw. werden dadurch vertrieben, daß in den aufgegebenen Gang etwas Kalziumlactid gebracht wird. Der Gang wird dann völlig mit Erde bedeckt und diese reichlich begossen. Das Gas entweicht sich dann und erfüllt alle Gänge. Das Mittel hat den Vorzug, nicht kostspielig zu sein und soll vielerorts vollen Erfolg gehabt haben.

Palindrom.

Du hörst mich im Walde schreien,
 Nun lies von rückwärts mich hinein,
 Dann werde ich das gleiche sein.

Julius Fald.

Schachlösungen:

Nr. 183. 1) Tt1 f6, 2) Sf2 Kf5, 3) Th5+.
 Nr. 184. 1) Da8 Sb8; 2) e5! — Sb8 2) Sf1.

Nichtige Lösungen:

Nr. 171. Von Wotheler Ananib in Ebersfeld b. Bamberg.
 Nr. 172. Von G. Hinderer, Untergröningen. Behnemann R. Schulze in Velling l. E.
 Nr. 173. Von G. V. R. in F. G. Hinderer in Untergröningen.
 Nr. 175. Von G. P. R. in F. R. A. Matthes in Gießen. Lehrer R. Schäfer in Gießen-Kellinsh.
 Nr. 180. Von R. Kint in Hohenheim.
 Nr. 181. Von Gehr. Paul Krüger i. F. Schüler F. Schmitt in Bielefeld. C. Reinhardt, Feuerbach. Joh. Kiste in Bremen.

Problem Nr. 185.

Von R. Nielsen in Kopenhagen. Schwarz.



Mat in 3 Zügen.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:

Abel, Aber, Aben.

Alle Rechte vorbehalten.

Besondere Verlags-Veranstaltung von Ernst Steiner, gedruckt und herausgegeben von Grotzer & Steiner in Stuttgart.